

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 38. — Sonntag, den 18. September 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Vergangenheit und Gegenwart eines Gebirgsdorfes

Wer einmal von der Höhe oberhalb Breitenbrunn seinen Blick hingehen ließ über die Berge und Täler ringsum, dem drängt sich mit unwiderstehlicher Gewalt die Gewißheit auf, daß unsere Gebirgsheimat voller Reize ist, wenn sie auch nicht mit Knalleffekten blüht, sondern ihre schönsten Winkel abseits der großen Straße verbirgt. Nicht immer empfanden die Besucher so; gerade über Breitenbrunn hat uns der Chronist Christian Lehmann in seinem „Historischen Schauplatz“ eine Aeußerung überliefert, die in ihrer Naivität bezeichnend ist für die Stellung vergangener Geschlechter zur Natur: „Anno 1631 den 20. Mai war zum Breitenbrunn (einem sehr kalten, ungestümen und unfreundlichen Ort) Oßwald Klügel / Ergul, Schulmeister / welchen sein Bruder von Pödersham aus Böhmen besuchte. Dieser sah die Rauigkeit des Ortes / die Wild-Zäune / die geringen Häuser mit Verwundung an / und sagte: Mein Gott! Bruder du bist an einem wilden Orte / siehet man hier doch nicht als Berge und Wälder / Wasser und Höhen. Was macht ihr mit so vielen mühseligen Zäunen? müßet ihr in diesem Bären-Schweine- und Wild-Lande nicht elende Leute seyn! arm-selig Korn esset ihr / und müßet darzu noch wachen / daß ihrs behaltet / und in solcher Kälte halb erfrieren. Ey wolt ich mich doch hier nicht tod wünschen Lieber / wo gehet hier doch die Sonne auf? Es ist die Wahrheit / ich könnte hier nicht bleiben.“ —

Nun, sie sind geblieben, die Ergulanten des 17. Jahrhunderts, die blinder Glaubenseifer aus dem Nachbarland vertrieb, und die 1654 weiter oben am Schwarzwasser, hart an der Grenze, die Bergstadt Johanngeorgenstadt gründeten. Sie sind geblieben und in dem fargen Gebirgsboden festgewurzelt wie Jahrhunderte vor ihnen die Bergleute, welche die Zinnseifen in der Umgegend Breitenbrunns erschürften und Anlaß gaben zur Entstehung des Ortes. Schon um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert werden diese Seifenwerke in Urkunden der Burggrafen von Leisnig erwähnt, die damals Besitzer der Herrschaft Schwarzenberg waren, und um 1413 ist bereits die Rede von einer Schmelzhütte. Daneben

war schon frühzeitig der Bau auf Eisenerze in Umtrieb, die zuerst im Hammerwerk Erla, wohl dem ältesten des Schwarzwassertals, und seit 1593 in Breitenhof verhüttet wurden. Eine weitere wichtige Anlage war die Bitriol-, Schwefel- und Zinnschmelzhütte St. Christoph, die 1569 von dem Joachimsthaler Bergherrn Hans Müller von Berned errichtet wurde und mit wechselndem Erfolg bis nahe an die Gegenwart im Gang war.

Die wichtigsten und ertragreichsten Gruben lagen am Zechenhübel nordnordwestlich von Breitenbrunn. Ueber sie schreibt Lindner 1844 in seinen „Wanderungen“: „Der schon erwähnte Lagerbergbau ist vornehmlich der älteste im Obergebirge und mithin auch die Ursache zum Anbau und zur frühzeitigen Bevölkerung des Dorfes. Die Gruben Fortuna, Kaltwasser, alte Grube und St. Christoph haben außer Eisenstein hauptsächlich Zinnstein geschüttet und, in Verbindung mit dem von Berned'schen Hammer- und Hüttenwerk in Breitenhof, Nahrung und Wohlhabenheit um sich verbreitet.“ Außer den erwähnten Erzen wurden auch Kiese in erheblichen Mengen ausgebracht; denn um 1550 hatte das Dorf Breitenbrunn außer anderen Lasten zu Walpurgis und Michaelis je 5 Gulden 15 Groschen Zins vom „Riß“ zu entrichten, und zwar „solange der Riß gearbeitet wird“. (S. Joel, Einkünfte, Dienste und Lasten des Amts Schwarzenberg im Jahre 1550, Glückauf, 1897.) — Eine eingehende Beschreibung dieser geologisch-mineralogisch sehr interessanten Lagerstätten findet man bei Schallch, Erläuterung zur Sect. Johanngeorgenstadt der geologischen Spezialkarte von Sachsen. — Neuen Auf-



Partie am Betriebsgraben bei Breitenhof.

schwung erlebte der Bergbau bei Breitenbrunn um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als die Bewohner nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges auf der Suche nach Broterwerb die alten Seifenwerke und Gruben wieder aufnehmen und neue erschlossen. Das Verleih- und Kontraktbuch des Bergamtes Schwarzenberg (vgl. Berger, Erinnerungen aus dem Bergwald-dorfe Breitenbrunn, 1930) beleuchtet mit seinen zahlreichen Einträgen, wie lebhaft gerade in den ersten Jahrzehnten nach dem

großen Krieg in dieser Gegend geschürft und gebaut wurde. Einer der größten Bergherren jener Jahre war der Breitenhofer Hammerherr Hieronymus Müller von Bernack, der 1667 auch eine Silber-, Kupfer- und Zinnschmelzhütte anlegte.

Doch der Glanz des Bergbaues erlosch mehr und mehr, wenn auch die und jene Zeche in Umtrieb blieb. Breitenbrunn lernte das Schicksal so manches anderen Bergbauortes kennen. Wie es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in dieser Beziehung in dem Dorf aussah, schildert uns Lindner: „So geregelt aber und einfach der Erwerb eines Bergmanns auch immer sein mag, so hebt er ihn doch zur Wohlhabenheit nicht empor, deshalb tritt er in Dürftigkeit und Entbehrungen über, wenn die

Gruben auflässig werden. In einem solchen Zustand befindet sich Breitenbrunn bei weitem zum größten Teil, weil seine Ländereien im rauhen Klima nur magere Ernten geben und das Klöppel- und Nähwesen der Volksmenge und ihrem Bedarf nicht gewachsen ist.“ Neue Erwerbszweige wurden gesucht und gefunden, wozu die Erschließung des Schwarzwassertals durch die Eröffnung der Bahnstrecke Schwarzenberg—Johanngeorgenstadt i. J. 1883 wesentlich beitrug. Der Wald bot neue Verdienstmöglichkeiten und ließ Anlagen zur Holzbearbeitung und -verarbeitung entstehen. Wenn auch kaum ein Breitenbrunner Millionär wurde in seinem Bergwaldsdorf, zu einem bescheidenen Leben reichte es doch, bis die Wirtschaftsnot unserer Zeit ihre Schatten warf und die Lebenshaltung jedes einzelnen droffelte. W. L.

Der Dukatenhof

Aus „Erzgebirgische Dorfgeschichten“ von Karl May.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Da draußen in dem kleinen, einstöckigen Häuschen wohnte eine arme Tagelöhnerswitwe, die zu den Arbeiterinnen des Dukatenhofes zählte und sich in der freien Jahreszeit ihren Unterhalt mühsam mit Spizenklöppeln verdiente. Sie hatte einen einzigen Sohn, der ein aufgeweckter, munterer Junge war, der ärmste im Dorf, aber der erste in der Schule. Gegensätze berühren sich. Heinrich, der Sohn des Reichsten im Ort, aber der letzte auf der Schulbank, war selten zu Haus zu treffen, sondern froh mit dem Richter-Franz unter dem niedern Strohdach des Häuschens herum, wo sie allerhand Romane spannen, oder strich mit ihm durch Feld und Wald, eine Arbeit, zu der er die meiste Lust besaß. Der Arme half dem Reichen im Lesen und Schreiben, und dieser teilte dafür mit dem Hungrigen sein Butterbrot.

Die Knaben wurden Jünglinge. Sie waren die beiden hübschesten Burschen auch über das Dorf hinaus, und gar manches Mädchen blickte mit sehnsüchtigem Herzen nach ihnen, wenn sie des Sonntags miteinander zum Tanz kamen. Die blanken Dukatenknöpfe standen dem Heinrich zum Entzücken, und wer nun gar die kostbare Uhrkette sah, die er so gern im Schein der Lichter flimmern ließ, der verzieh es ihm, daß er noch immer, wie in den Kinderjahren, die meiste Zeit im Walde steckte und sich wenig um den Hof bekümmerte.

Er brauchte ja nicht nach dem Brot zu arbeiten wie andere, und die Hirsche, Rehe und Hasen sind für jedermann gewachsen. Der Franz konnte zwar keine dukatnen Ketten und Knöpfe aufzeigen, ja, er hatte nicht einmal eine Uhr, denn alles, was er übrigte, das gab er seiner Mutter, die nun alt geworden war und nichts mehr verdienen konnte, aber er war so nett und bildsauber, fast noch hübscher als der Heinrich. Und dazu war er so klug und geschickt, daß selbst der Schulmeister gesagt hatte, er könne ihn nichts mehr lehren, besonders nicht im Zeichnen. Daß er zuweilen des Nachts mit einem Päckchen über die Grenze schlich, das konnte ihm niemand übelnehmen; der liebe Gott hat nicht befohlen, daß der Tabak auf der einen Ackerfurche mit acht Kreuzern bezahlt werden soll, wenn er auf der anderen nur einen Groschen kostet, und wer als armer Handarbeiter für eine alte Mutter zu sorgen hat, der muß dahin gehen, wo man ihn am besten bezahlt — so dachte man wenigstens allgemein.

Eine gab es, die ihm ganz besonders zugetan war, die Marie auf dem Dukatenhof. Sie war eine vater- und mutterlose Waise, aber ein schmales und ordentliches Mädchen, an dem man schon seine Freude haben konnte. Wer weiß auch, was geworden wäre, denn der Franz war gar lieb und freundlich mit ihr, so daß es manche heimliche Reiderin gab, doch da trat ein Ereignis ein, durch das ihre Hoffnung, und nicht bloß die ihrige, zunichte gemacht wurde.

Es hatte nämlich seit einiger Zeit sowohl der Wilddiebstahl als auch die Schmuggelei in der Gegend so überhand genommen, daß die Regierung sich genötigt sah, dem gesetzwidrigen Treiben durch scharfe Maßregeln entgegenzutreten. Das Forst- und Grenzpersonal wurde durch Militär verstärkt, und der kommandierende Offizier nahm sein Quartier im Dorf, da dieses

ziemlich in der Mitte des Beobachtungsgebiets lag. Er war der älteste Leutnant der Armee, hatte es während der Befreiungskriege vom Soldaten bis zum gegenwärtigen Dienstgrad gebracht, konnte aber auf weitere Beförderung nicht rechnen, und da er durchaus nicht aus dem Dienst scheiden und um eine Zivilanstellung einkommen wollte, so pflegte man ihn zur Lösung von Aufgaben der vorliegenden Art zu verwenden. Und dazu war er allerdings auch gerade der rechte Mann, das sollte sich bald zeigen.

Ein Leutnant ist im Gebirge ein gar vornehmer Herr, und niemand wagte es, ihn ins Haus zu nehmen. Der Dukatenhof aber hatte nicht nur den Mut, sondern auch die Räumlichkeiten dazu, und so zog denn der alte Leutnant mit Sack und Pack und mit Weib und Kind bei ihm ein. Er mochte sich von den beiden letzteren nicht trennen. Und das konnte ihm auch gar niemand übelnehmen, wie alle Jungburschen wenigstens in Beziehung auf die Tochter sofort einsahen. Sie hieß Anna und war in allem das gerade Gegenteil ihres Vaters. Er war Soldat durch und durch, kurz angebunden und hielt es nicht für nötig, sich beliebt zu machen; man nannte ihn grob und stolz und ging ihm aus dem Weg. Dies geschah natürlich am sorgfältigsten von denjenigen, die seine amtliche Tätigkeit zu fürchten hatten. Ganz anders aber verhielt man sich zu den Frauen, die mehr als er mit den Leuten in Berührung kamen und sich sichtlich Mühe gaben, den Eindruck zu mildern, den die Rauheit des Leutnants hervorbrachte. Bald waren sie allgemein beliebt, und Anna, mit der sich kein hiesiges Mädchen messen konnte, hatte im Flug die Herzen der männlichen Jugend erobert.

Bei dem gefundenen Sinn der einfachen Menschen wurde sie durch diese Eroberungen nicht belästigt, und nur einer hielt sich für berechtigt genug, ihr seine Zuneigung offen zu zeigen — Heinrich. Sein Vater, der alte Dukatenbauer, hatte, obgleich der Leutnant augenscheinlich nicht mit großer Habe gesegnet war, nicht das mindeste gegen die Neigung des Sohnes einzuwenden, vielmehr tat er sein möglichstes, dem Stammbaum der Dukaten graf ein so vornehmes Blut beifügen zu dürfen. Er ließ seinen Reichtum im hellsten Licht spielen, machte den Gästen ihren Aufenthalt so angenehm wie möglich und benutzte dann einmal Gelegenheit zu einer leise anspielenden Frage.

„Hätte nichts dagegen, Graf, wenn Euer Sohn was taugte! Ihr seid ein gemachter Mann und ich auch; wir könnten uns zusammenschicken. Aber ich hab den Heinrich auf dem Korn; Ihr werdet schon wissen, weshalb, und die Anna scheint ihm nicht nachzulaufen. Schlagt Euch also den Gedanken aus dem Kopf!“

So lautete die unverblümte Antwort des Leutnants. Der Bauer nahm seinen Sohn vor, erreichte aber bei dessen eigenwilligem Charakter nichts weiter, als daß Heinrich einen Haß auf den Vater des Mädchens warf, den er sich aber nicht merken ließ. Er besaß ein leidenschaftliches Gemüt und gehörte zu der Art Menschen, die durch eine Weigerung nur hartnäckiger werden und dann um jeden Preis zum Ziel zu gelangen suchen. Daß Anna ihn nicht liebhaben könne, hielt er gar nicht für möglich. Er war gewohnt, bewundert zu werden, und sah in ihrer Zurückhaltung nur die natürliche Wirkung der Hochachtung, die sein Reichtum ihr einflößen mußte. Bei nächster Gelegenheit wollte er sich ihre Zusage holen, und dann war der Leutnant gezwungen, nachzugeben. — — —

Es war an einem Novemberabend. Noch lag kein Schnee, aber der Winter hatte seine Nähe schon längst durch starke Nachfröste verkündigt, und wen nach eingebrochener Dunkelheit nicht die Notwendigkeit hinaus ins Freie trieb, der zog es vor, in der wohlwärmten Stube zu bleiben. Um diese Zeit galt es für die Beamten und das Militär, ganz besonders wachsam zu sein, da durch den hartgefrorenen Boden das Wildern und Päschen erleichtert wurde, und niemand Gefahr lief, sich durch zurückgelassene Fußspuren zu verraten.

Franz war wie gewöhnlich bei Heinrich auf dem Dukatenhof. Dessen Bewohner hatten sich alle, den Leutnant ausgenommen, in der Wohnstube des Bauern zusammengefunden und kürzten sich die Zeit durch allerlei Unterhaltung. Als es zehn Uhr schlug, erhob sich Franz, um nach Hause zu gehen. Marie, die genau wußte, wann er sich zu verabschieden pflegte, war vor einigen Minuten in die Küche gegangen und trat ihm draußen im Flur entgegen.

„Franz!“ sagte sie.

„Ach so! Dich habe ich ganz vergessen. Gute Nacht!“ antwortete er.

„Franz!“ wiederholte sie.

„Was noch?“

„Du bist jetzt ganz anders geworden, als sonst.“

„Anders? Das denkst du bloß! Ich wußte doch nicht, inwiefern ich anders sein sollte! Wie war ich denn früher, und wie bin ich jetzt?“

„Geh, Franz! Du weißt, daß ich das nicht sagen kann. Aber ich wollte, wir wären wieder allein auf dem Dukatenhof!“

„Ist dir vielleicht der alte Kommandant nicht recht?“

„Der schon! Aber — —“

„Aber — —?“

„Das kann ich dir nicht sagen, Franz!“

„So sag es mir ein andermal! Gute Nacht, Marie!“

„Gute Nacht!“

Die Worte des Mädchens hatten ihren Eindruck auf den jungen Mann doch nicht verfehlt. Langsam und gesenkten Hauptes schritt er über den Hof und blieb, am Tor angelangt, stehen, um noch einen Blick über das Gebäude zu werfen. Da oben hinter dem kleinen Dachfenster flammte ein matter Lichtschein auf. Er wußte, von wem er herrührte. Sie wollte allein sein, weil ihr das Herz weh tat. Sie litt nicht allein. Auch er fühlte seit einiger Zeit eine Bitterkeit, die ihm allen Frohsinn raubte. Hatte ihn doch die Mutter schon öfters gefragt, was ihm fehle, und er hatte zu dieser Frage geschwiegen, denn die einzige Antwort doch nur die sein dürfen, die ihm vorhin auch von Marie geworden war: „Das kann ich dir nicht sagen.“

Er ging weiter und war dabei so in Gedanken versunken, daß er die leisen Schritte nicht vernahm, die ihn zu erreichen strebten. Erst als eine leichte Hand sich auf seine Schulter legte, bemerkte er, daß er nicht allein sei.

„Herr Richter — —!“

Er wandte sich um und trat überrascht einen Schritt zurück, als bei dem Sternenshimmer des unbewölkten Sternhimmels Anna, die Tochter des Leutnants, erkannte.

„Sie sind es?“ fragte er verwundert.

„Ja!“ klang es mit ungewisser Stimme. „Ich muß Ihnen etwas sagen; aber kommen Sie von der Straße weg, dorthin in den Schatten. Es darf mich niemand bei Ihnen sehen, und ich glaube, Sie werden beobachtet.“

Sie schlüpfte über den Weg hinüber unter einige Bäume, die an der anderen Seite der Straße standen. Er folgte ihr erwartungsvoll; es war ihm so eigentümlich wie noch nie zumute, und doch hätte er vor Freude laut aufjauchzen mögen.

„Ich werde beobachtet?“ fragte er. „Wer soll mich denn beobachten, und weshalb?“

„Das darf ich Ihnen nicht sagen — —“

Es war sonderbar, auch aus ihrem Mund eine solche Antwort.

„Sie dürfen nicht? Aber vorhin wollten Sie mir doch was sagen.“

„Eine Bitte ist es, die ich aussprechen möchte. Wollen Sie mir diese erfüllen?“

„Gern, o wie gern! Ihnen könnt ich nichts abschlagen!“

„So gehn Sie jetzt schlafen, wenn Sie nach Haus kommen. Gehn Sie nicht weiter!“

Er stutzte.

„Warum?“ fragte er dann.

„Weil Sie sich sonst in eine große Gefahr begeben.“

Das helle Dachfenster war ihm auch hier sichtbar; aber seine Gedanken waren jetzt ganz andre als vorhin. Er hätte die gegenwärtige Minute um keinen Preis der Welt verkauft. Die Tochter des Offiziers war ihm heimlich nachgekommen, um ihn zu warnen. Er war ein einfaches, ungebildetes Dorfkind, aber er sagte sich, daß sie sich zu dieser Warnung nur nach einem Kampf mit ihrem Gewissen habe entschließen können, und dieser Kampf hatte feinetwegen stattgefunden, während er es niemals gewagt hätte, aus freien Stücken mit dem Mädchen nur zu sprechen.

„Und ich soll wohl nicht in Gefahr sein?“ fragte er leis und mit stoßendem Atem.

„Nein“, klang es zögernd und ebenso leis.

„Warum nicht?“

Sie schwieg; dann bot sie ihm die Hand. „Gute Nacht!“

Er ergriff das kleine Händchen und hielt es fest. Er wußte nicht, woher ihm so plötzlich der Mut kam, aber er fragte dringender: „Warum nicht, Anna?“

„Weil ich es nicht will. Also Sie bleiben zu Haus?“

„Ich darf nicht zu Haus bleiben, nun erst recht nicht; das bin ich den andern schuldig. Aber Gefahr gibts jetzt keine mehr für mich, Anna.“

„Ist das auch wahr?“

„Ja!“ versicherte er einfach, aber sie hörte es dem Klange dieser kleinen Silbe an, daß die Warnung ihren Zweck erreicht habe. „Und nun möcht ich gern auch mal bitten!“

„Sprechen Sie!“

„Seien Sie mir nicht böse wegen — wegen —“

Er stockte. In diesem Augenblick erschien ihm das, was er vorher wirklich für kein Unrecht gehalten hatte, erst im wahren Licht.

„Ich bin Ihnen nicht böse“, erklärte sie. „Aber tun Sie es nie wieder, bitte, bitte! Wollen Sie mir das versprechen?“

Er streckte ihr beide Hände entgegen.

„Ich versprechs, Anna, ich versprechs zehnmal, hundertmal, tausendmal, aber Sie müssen auch mal Franz zu mir sagen!“

Wieder schwieg sie. Er hielt ihre Hände gefaßt und lauschte auf die Erfüllung seines Wunsches.

„Gute Nacht, Franz!“ flüsterte sie endlich mit fast ängstlicher Stimme.

„Gut — —“

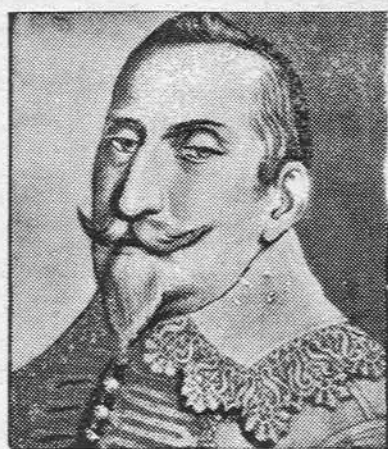
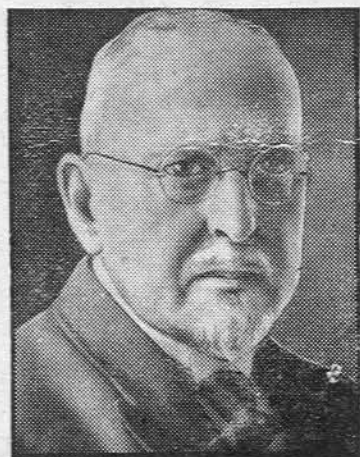
Er vollendete den Gruß nicht, denn vor ihnen tauchte in diesem Augenblick eine dunkle Gestalt auf, die sich längs des Zauns unbemerkt in ihre Nähe geschlichen hatte. Es war Heinrich.

Er sprach kein Wort; der Grimm verschloß ihm den Mund. Aber er erhob den Arm, und von der geballten Faust mit aller Wucht grad an der Schläfe getroffen, stürzte Franz zusammen. Anna sah es nicht; sie war, sobald sie den Dukatenprinzen erblickte, heftig erschrocken davongeeilt. Dieser folgte ihr. Er wußte nicht, was er getan hatte; die Ueberlegung war ihm vollständig verloren gegangen, so daß er gar nicht an die Möglichkeit dachte, daß der Geschlagene tot sein könne. Ohne die Fliehende erreicht zu haben, gelangte er in sein Zimmer, wo er in sinnloser Wut auf und nieder rannte.

War sein Blut einmal in Aufregung gebracht, so pflegte es sich nicht so schnell wieder zu beruhigen; jedes neue Wort, jeder neue Gedanke brachte die Bogen in neue Wallung. Er öffnete einen Schrank, nahm eine Büchse nebst Schießbedarf heraus und schlich sich hinunter auf die Straße. Franz war fort.

(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Bilder aus aller Welt



Zur Jubiläums-Tagung des Gustav-Adolf-Vereins.

In Leipzig findet vom 18. bis 22. September die Jubiläumstagung des Gustav-Adolf-Vereins statt, der hier vor 100 Jahren begründet wurde. Der Verein will vor allem den zerstreuten Protestanten in aller Welt Glaubensstätten schaffen und den notleidenden Glaubensgenossen jegliche Hilfe bieten. Unsere Bilder zeigen links: Die Thomaskirche in Leipzig, in der 1832 der Bund gegründet wurde und in der jetzt die Festgottesdienste während der Jubiläumstagung stattfinden. Rechts: Der Gustav-Adolf-Stein in Lützen, dahinter die Gedächtniskapelle. Porträt links oben: Geh. Kirchenrat Prof. Dr. Fr. Rendtorff, der langjährige Vorf. des Gustav-Adolf-Vereins; darunter: Zeitgenöss. Porträt Gustav Adolfs (1594–1632), dessen Vorbild über dem Wirken des Gustav-Adolf-Bundes leuchtet.



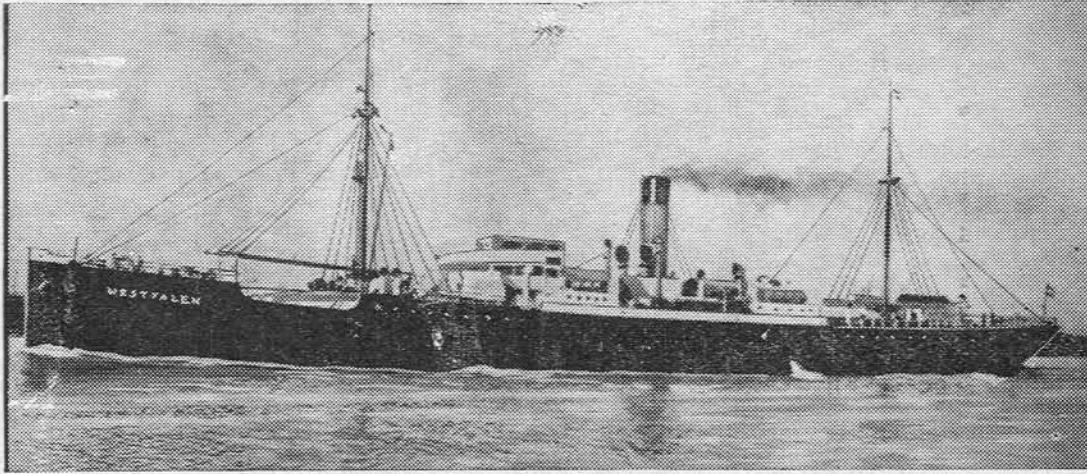
Reichswehrmanöver im Hochgebirge.

Die 7. (bayrische) Division veranstaltete ihre diesjährigen Herbstmanöver in der Gegend von Berchtesgaden, wo unsere Reichswehrsoldaten beweisen konnten, daß sie auch für den Gebirgskampf eine glänzende Ausbildung genossen haben. Unser Bild zeigt eine Gebirgs-Maschinengewehr-Abteilung auf dem Marjäß über einen Hochkamm bei Berchtesgaden.



Der Köllische Boor soll wieder aufgestellt werden.

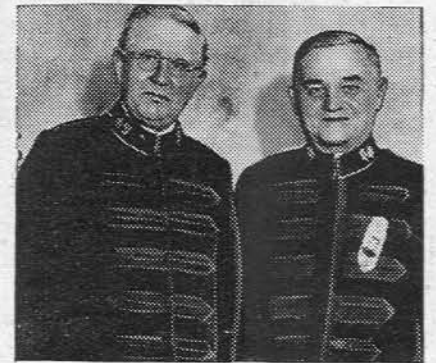
Die von Prof. Wallner im Jahre 1915 als erstes deutsches Nagelbild geschaffene Statue „Der Köllische Boor“ wird jetzt wieder aufgestellt werden.



**Deutscher Dampfer
als erster schwimmender Flughafen.**
Der Lloyd-Dampfer „Westfalen“ wird, wie schon gemeldet, von der Luft-Hansa jetzt als Landeschiff für Verkehrsflugzeuge umgebaut. Er wird zur Landung der Flugzeuge mit einem Hein'schen Schleppsegel und für den Start mit einer Katalpult-Anlage, ferner mit einer umfangreichen meteorologischen Station sowie mit einer Sendeanlage versehen werden. Er wird dann seinen Standort auf halbem Wege zwischen der afrikanischen Küste u. der der brasilianischen Küste vorgelegerten Insel Fernando Noronha nehmen, um als Stützpunkt für den deutschen Postflugzeugverkehr über den Südatlantik zu dienen. Es wird dann möglich sein, die Post von Berlin nach Rio de Janeiro in 5 Tagen zu befördern, während bisher dazu rund drei Wochen benötigt werden.



Der Heilsarmee-Kongreß in Berlin.
In der Reichshauptstadt fand der große Jahreskongreß der deutschen Heilsarmee statt, an dem auch der Höchstkommmandierende der Heilsarmeen aller Länder, General Higgins, teilnahm. Unser mittleres Bild zeigt den Marsch der jungen Heilsarmee-Soldaten durch die Straßen Berlins.



Der Höchstkommmandierende der Heilsarmee in Berlin.

General Edward Higgins (links), der Leiter der Heilsarmeen aller Länder, mit Kommandant Friedrich, dem Leiter der deutschen Heilsarmee.



Ein Luftschiff,

das ohne Hülle-Mannschaft landen kann.

Der Amerikaner Thad Rose hat das Modell eines Luftschiffes angefertigt, das ohne Landemannschaft und, ohne das Gas, Wasser oder Ballast abgelaßen wird, vielmehr ausschließlich dank seiner ärostratischen Vorrichtungen zu landen vermag. Um den Wind-Widerstand zu verringern, läuft ein kreisförmiger Tunnel von einem Ende des Luftschiffes zum anderen, wodurch vor allem die Gefahr eines plötzlichen Losreißen durch einen Windstoß wesentlich verringert wird. Nebenstehendes Bild zeigt den Konstrukteur Rose (rechts) wie er die Landungsmöglichkeiten des Modells kontrolliert.

„Hab mirs doch gedacht, daß er nicht zum Tod getroffen war. Aber das tut nichts; sterben muß er dennoch! Er hat mir ja gesagt, daß es heut ein Unternehmen gibt, und ich weiß den Ort, wo er vorüberkommen muß!“

Das Gewehr über die Schulter werfend, eilte er nach dem Wald.

Franz war nur betäubt gewesen und bald wieder zu sich gekommen. Er raffte sich empor und ging nach Haus, wo er des Vorkommnisses mit keinem Wort gedachte. Nach kurzer Zeit verließ er das Häuschen vorsichtig wieder und schritt eilen den Laufs, wie Heinrich, dem Wald zu.

Jedenfalls war Anna Zeugin einer dienstlichen Unterredung bei ihrem Vater gewesen, und aus ihrer Warnung ging hervor, daß heut ein Schlag gegen die Schmuggler geführt werden sollte. Obgleich das Militär noch nicht lange in der Gegend war, hatte der Scharfsinn des Leutnants doch schon die meisten der Personen erraten, die bei dem verbotenen Grenzhandel eine hervorragende Rolle spielten, und seine Anordnungen mit solcher Umsicht zu treffen gewußt, daß mehrere von ihnen bei der Tat getroffen und in das Gefängnis geliefert worden waren. Ging dies noch eine Weile so fort, so mußte das einträgliche Geschäft in ein langes und nachteiliges Stocken geraten, und die Schleichhändler sahn sich zu ernstern Maßregeln genötigt. Man beschloß, die gefährlichen Einzelsfahrten aufzugeben und den Transport der hochbesteuerten Güter nur in größeren und wohlbewaffneten Trupps vorzunehmen. Auf diese Weise war die Sicherheit eine größere, denn man konnte es mit dem Grenzpersonal aufnehmen und es im Notfall sogar auf einen wirklichen Kampf antommen lassen. So war es schon einigemal zu ernstern Zusammenstößen gekommen, bei denen es auf beiden Seiten Verwundete gegeben hatte. Heut sollte ein Hauptschlag vorgenommen werden, und da der Offizier über ihn unterrichtet zu sein schien, so war anzunehmen, daß es in den Reihen der Schmuggler einen Verräter geben müsse. Sie mußten noch rechtzeitig gewarnt werden, und daher strebte Franz in heftigem, dabei aber behutsamen Lauf dem Ort zu, der als Versammlungspunkt dienen sollte.

Dort angelangt, fand er noch niemand vor. Sich stets nur hart am Boden fortbewegend, erkundete er die Umgebung und überzeugte sich auf diese Weise, daß auch die Gegner noch nicht eingetroffen waren. Unter einem dichten Tannengebüsch Schutz suchend, wartete er nun mit ängstlicher Spannung auf das Nahen der Seinigen.

Er hatte nicht lange so gelegen, als er eilige Schritte vernahm. Die Person, von der sie herrührten, konnte wohl kaum zu einer der beteiligten Parteien gehören, sonst wäre von ihr mehr Bedacht genommen worden, ungestört zu bleiben. Sie mußte grad an dem Versteck Franzens vorüber, und dieser erkannte zu seinem lebhaften Erstaunen Heinrich, der in seiner leidenschaftlichen Erregung nicht daran dachte, jedes Geräusch so viel wie möglich zu vermeiden. Das Gewehr auf seinem Rücken ließ vermuten, daß er es auf einen Pirschgang abgesehen habe. Franz hatte damit nichts zu tun und hielt es nach dem Geschehen und in Rücksicht auf den Zweck seines Hierseins auch nicht für geraten, seine Anwesenheit zu erkennen zu geben. Nach einem kurzen Lauschen schritt Heinrich auf eine dunkle Föhrengruppe zu, hinter der er verschwand.

Nach einigen Minuten gewahrte Franz einen neuen Ankömmling, der sich aber so unhörbar herangeschlichen hatte, daß der verborgne Lauscher ihn erst bemerkte, als er bereits in der nächsten Nähe seines Verstecks stand. Er trug die gewöhnliche Werktagkleidung der hiesigen Landbewohner, hohe Schaffstiefel, Lederhosen und eine kurze Jacke; doch erkannte Franz trotz dieser Verkleidung den Leutnant. Dieser stand ihm so nah, daß er ihn mit der Hand hätte ergreifen können. Leise atmend und jede Bewegung vermeidend, wartete er ab, was der alte Soldat tun werde.

Seine Geduld sollte nicht zu lange auf die Probe gestellt werden. Der Offizier legte die Hand an den Mund und ließ einen Laut hören, der dem Ruf des Uhus gleichen sollte, von dem Kenner aber ohne weiteres als Nachahmung erkannt wer-

den mußte. Das war jedenfalls ein Zeichen für die in der Nähe versteckten Soldaten. Es wurde ihm augenblicklich eine Antwort zuteil, aber nicht eine solche, wie er sie erwartet hatte, sondern eine so fürchterliche, daß das Entsetzen darüber Franz sofort aus seiner liegenden Stellung in die Höhe riß. Ein Schuß krachte drüben aus den Föhren hervor; der Leutnant griff mit den Armen in die Luft, wurde von der Gewalt, die das tödliche Blei ausübte, um sich selbst gedreht und brach dann zusammen. Die Kugel war ihm grad in das Herz gedrungen.

Wer hatte das getan? Franz fragte nicht; er wußte es, denn ihm war auf einmal alles klar. Er warf keinen einzigen Blick hinüber nach der Stelle, wo er den mörderischen Strahl hatte aufblitzen sehen, er kniete neben dem Gefallenen nieder, um zu untersuchen, ob er tot oder nur verwundet sei.

Da rauschte es heftig durch das niedre Geäst, und eine Anzahl von Männern stürzte herbei, die, sobald sie die Gruppe erblickten, sich auf Franz warfen und ihn emporrissen. Es waren Soldaten.

„Der Leutnant ist es; der Mensch hat ihn erschossen!“ rief derjenige von ihnen, der den Toten zuerst erkannte.

„Bindet ihn; schnürt ihn zusammen, daß er sich nicht rühren kann!“ rief es im Kreis.

Franz sträubte sich gegen diese Maßregel und suchte ihnen den wahren Sachverhalt darzustellen; sie aber hörten nicht auf seine Verteidigung und wollten nichts andres von ihm wissen, als wo er die Büchse hingeworfen habe. Er versicherte:

„Ich hab nicht geschossen, ich hab kein Gewehr gehabt! Wers gewesen ist, das hab ich nicht gesehn, sondern nur den Blitz da drüben in den Kiefern!“

„Ausrede!“ rief der Sergeant. „Wir werden das Gewehr schon noch finden, und dann wird es sich wohl zeigen, daß es dir gehört!“

Er untersuchte seinen regungslosen Vorgesetzten und entschied dann:

„Er ist auf der Stelle tot gewesen. Wir müssen ihn hier liegen lassen bis zur gerichtlichen Feststellung des Tatbestands. Ich bringe mit drei Mann den Gefangenen in die Stadt und mache Anzeige, der Unteroffizier aber mit den übrigen bleibt hier, um dafür zu sorgen, daß alles genau so bleibt, wie wir es gefunden haben. Der Ort wird von Posten umstellt. Die Pächter werden ebenso wie wir den Schuß gehört haben und davonbleiben, aber wir müssen auch sonst alles andre zu vermeiden suchen, wodurch irgendeine Spur verwischt werden könnte.“

Es wurde dieser Anordnung sofort Folge geleistet. Man schloß einen weiten Postenkreis um den Schauplatz des Mordes. Der Sergeant befahl, auf jeden zu schießen, der auf dreimaliges Anrufen nicht antworte und sich nicht zurückziehen lasse, ließ von seinen drei Leuten den Gefangenen in die Mitte nehmen und marschierte, das Gewehr schußfertig in der Hand, mit ihnen ab.

Die Kunde, der Richter-Franz habe den Leutnant erschossen, weil er von ihm beim Schwärzen ertappt worden sei, verbreitete sich schon am frühen Morgen wie ein Lauffeuer durch die ganze Gegend, und wer es nur möglich machen konnte, der eilte zur Stelle, um Zeuge von dem Aufheben der Leiche zu sein.

Der Staatsanwalt war schon vor Tagesgrauen unter Gendarmeriebegleitung angekommen, trotzdem er sich die Zeit genommen hatte, den Gefangenen erst aufzusuchen. Dieser hatte ihm den Vorgang wahrheitsgetreu berichtet und nur verschwiegen, was in Beziehung auf den Dukatensprinzen zu sagen gewesen wäre. Der gewissenhafte Beamte richtete seine Untersuchungen nach diesem Bericht ein und mußte allerdings bemerken, daß unter dem tief herabhängenden Tannicht zur Zeit der Tat jemand gelegen haben müsse, wie mehrere geknickte Zweige und frische Bruchstellen bewiesen. Auch der Ort, wo der Schütze gestanden hatte, wurde gefunden, doch waren die in dem verdorrten Heidelbeergesträuch befindlichen Spuren nicht von der Art, daß ein weiterer Anhalt gewonnen werden konnte, ebenso wie der auf dem Moos entdeckte, aus Berg bestehende Pfropfen nur dazu diente, die Aussage über die Richtung des Schusses zu bestätigen.

Trotz dieser Umstände und des für ihn sprechenden Ein drucks, den Franz während der Verhöre auf den Untersuchungs richter machte, mußte die Anklage aufrechterhalten werden, da die Verdachtsmomente zu dringend erschienen und er ganz be sonders über den Zweck seines nächtlichen Waldbesuchs sich nicht aussprechen wollte. Eine lange Reihe von Monaten umschloß sen ihn die Mauern des Gefängnisses, ehe es zur richterlichen Entscheidung kam. Der gewandte Verteidiger stützte sich zumeist auf einen Umstand, dem bisher nicht die gehörige Beachtung ge schenkt worden war: man hatte die Kleider des Angeklagten mit Blut besprüht gefunden; dies konnte nur dadurch möglich sein, daß er im Augenblick des Schusses sich wirklich in der nächsten Nähe des Ermordeten befunden habe, und da erwiesen war, daß der Schuß aus ziemlicher Entfernung abgefeuert war, so konnte er unmöglich der Mörder sein. Er wurde wegen man gelder Beweisgründe freigesprochen und durfte seine Haft ver lassen. — —

Es war an einem dunklen Abend, als er das heimatlische Dorf wieder betrat und seine Schritte nach dem Häuschen rich tete, in dem man, wie er wußte, seiner Rückkehr harnte. Wenn alle ihn verurteilten, zwei taten es nicht: die Mutter, weil sie an ihr Kind glaubte, und Heinrich, der seine Unschuld kannte.

Wem der Schuß eigentlich gegolten hatte, das wußte Franz; aber er brachte den jähzornigen Charakter Heinrichs und die an jenem Abend stattgefundene Ueberraschung in Rechnung. Da er trotz seiner persönlichen Ueberzeugung den Mörder mit juri stischer Sicherheit nicht bezeichnen konnte, so hatte er über Hein richs Anwesenheit im Walde geschwiegen und gab sich noch jetzt der Hoffnung hin, daß trotz des Vorgefallenen, ja grad des wegen, sobald der Dukatensprinz sich dankbar erweisen wollte, die alte Freundschaft sich von neuem befestigen werde.

Er fand die Tür verschlossen. Sie war für den, der mit der Borrichtung vertraut war, auch von außen zu öffnen. Er ent fernte mit der untergeschobnen Hand den Riegel und trat ein. „Mutter?“ rief er, in der Stube angekommen, wo es völlig finster war.

Er erhielt keine Antwort und griff daher zu Lampe und Feuerzeug. Als der Schein der ersten den Raum erhellte, ge wahrte er eine lang ausgestreckte Gestalt, die, von einem wei ßen Tuch überdeckt, auf dem Lager ruhte. Die Leuchte entfiel seiner Hand, und mit einem lauten Aufschrei warf er sich über die Tote hin.

Da trat jemand vorsichtig tappend durch den Eingang.

(Fortsetzung folgt.)

Moosch-Feierabend



Dar Maa, dar net ze finden war

(Nachdruck verboten.)

Dr Ligen-Fried-Schneider un dr Fink-Töpfer-Albin soßen mit ananner in dr Zindler-Schänk bei en'n Ti pl Bier. Se warn ganz allaah in dr Stub. Dr aane toot siech hiem aufstemme off'n Tiesch, dr annere driem. Dos war obr aah alles, wos se machtn.

„Albin,“ saacht do übr a Weile mei Schneider, „d'rzechl nár emol e bißl wos! Mer schleest doch, waß Gott, dohiert'n an Tiesch ei!“

„Do haste racht,“ gob dr Albin zer Antwort, „ene Spinn faa net ruhiger sei wie mir — odr wos soll iech dr dää d'r zehln? Du waßt doch schu alles ausn Wochenbloom, aus dr „Obererzgebirgischen.““

„Inu, wie mersch halt nimmt,“ saacht do dr Schneider drauf, „de Zeiting waß a Hausn sitte Neigkaten — obr alles waß se doch net. Dos sollst du mir ahm d'rzechln, maan' iech!“

„Hahe, wos niemand rauskriegt, maanst de! Inu horch emol Schneider, do faa iech dr schu ene Geschicht d'rzechln — ene ganz neibackene. Do war iech gestern off Besuch bei men'n Schwoger, un do hot dar dos Ding d'rzechlt. Also paß auf!“

Bergangene Woch kimmt vu Annabarg e Maa naus offs Dorf — racht schie nobel abgezuhng, de Brill off de Wang, in dr Hand a schwarze Ladertasch — do war'n gedruckte Zetteln drinne, Formulare . . .

„Un dar wollt' pfänd'n!“ fuhl ne dr Schneider nei ins Wort. „Nu waß iech schu, wie dar ganze Gößen kimmt.“

„Maa,“ saacht dr Albin, „do denkste falsch! De Zeit wollt' dar versichern, aah 's Möblemang — wie ersch nu gero d asu troß. Also, wie gesogt, 'r kimmt naus offs Dorf un kehrt in Gasthus ei, weil ar net richtig waß, wu dar Maa wuhnt, wu ar hie will. Wie ar sei Ti pl Bier bezohlt, freegt'r de Wärt'n, wu dr Harr Mauersbarger wuhnet — zu dann wär' ar hiebestellt.“

„Dar wuhnt ganz uhm bei dr Rärch — — wenns dar is, dann Se maane! Wos wolln Se dää bei 'ne?“

Nu d'rzechl's dar Fremde. „Ja, ja, dos faa stimme,“ spricht de Wärt'n, „dar hot ike gebaut, nu ward'r dos neie Zeig versichern. Ja, do freeng Se nár uhm in Dorf, wu dr Pfahr-Rand-Edward wuhnt — asu haacht dar Harr Mauers barger bei uns in Dorf.“

Dar Annabarger Maa bedankt siech, kaast noch e 8-Pfeng-Zigarr un macht fort.

„Also, dr Pfahr-Rand-Edward!“ ruft'n de Wärt'n noch emol laut zun Fenster naus hinnerdrei.

Dar nickt freindlich un machts Dorf nauf. Bei dr Rärch freegt'r ene Fraa, die gero d ihre Zieg raus in Gartn führt.

„Ja,“ spricht die, „laaf'n Se nár immer salt-hiem dar Gass' naus! Dort'n is, wu die Fraa de Betten off'n Garten zaum hängt!“

Schu is dar Maa hie zu 'er un sogt'r sei Ahlieg'n.

„Maa,“ spricht die, „dos sei mir net! Zu sittr Sach gaam mir uns net har. Sicherfoot is dos a anderer Mauersbarger — amende dr Hohermich'l-Siegemund. Dann seine Tochter hot neilich geheiert. Ja, do giehe Se emol ganz nunner an de Stroß un freeng Se dort, wu dr Hohermich'l-Siegemund wuhnt. Bei dann könne Se a Geschäft mach'n!“

Schu machet dar Annabarger wieder dar Gass' nei, in Dorf nunner. Zun Gelick trifft'r ne Postbut; dar hot'n dos Haus gezeigt. Nu mach'r zer Tür nei. Dr Siegemund siht gero d off dr Ufenbant un rebt sei krankes Baa mit Sensspiritus ei. Ruhig hört'r dan fremd'n Maa ah.

„Dos hot nißcht mit mir ze tue, mei guter Harr,“ spricht'r, „uns hot mei saliger Boter schu alle gaa in de Ver sicherung — in de Karlsruher. Do tut mersch laad, doß Se siech dann Wag gemacht hoom. Odr wartn Se emol! Dos is amende gar dr Zipp'l-Glaascher druhm bei dr Braatmühl — dar haacht aah Mauersbarger. Ja, dar hot vor 3 Wochn Pach gehot mit ener Kuh. Nu isr ängstlich wurn un will sei Viech versichern. Also, dar is dos — do könne Se wärklich Gift drauf namme. Merken Se siech nár dann Name: Dr Zipp'l-Glaascher an dr Braatmühl.“

Gut, dar fremde Maa marschiiert wieder 's Dorf nauf. „Gott sei's gedankt, dosmol scheint dos Ding endlich ze klappen!“ spricht'r in Laafen vür siech hie, wie ar de Braatmühl sieht un net weit derou „Mauersbergers Fleischerei“. Nu haltig fix zer Todentür nei.

Obr asu fix, wie ar nei war, asu fix trot'r aah wieder draußen.

„Machen Se sei, doß Se wieder zun Voch naustomme, finst schlog' iech Se de Knochn antzwa!“ esu böket dar Glaascher hinnern Todentisch avür. „Net meh' sahe will iech sitte Zeit! Wos hob iech dää rauskriegt für meine franke Kuh? Net en'n verschimmelt'n Pfeng! Naus! foog iech noch emol,

odr iech haß' Se miet nei in de Worscht, daß die Versicherei emol a End' kriegt!"

„Russe, do machen Se nár gute Geschäfte!“ saacht dar Annabarger un soch siech dann Loden vun draußn ah.

Obr, dos is in Laam eitel asu: Wenn mer biese Menschen getroff'n hot, do trifft mer aah wiedr gute. Wie dar Maa dar Dorffstroß nunner macht, do lääst vürne har e alter Maa mit ener Schruttag'. An dann macht'r siech nah un flogt'n sei Lad mit die Mauersbarger.

„Ja, mei guter Harr,“ spricht do dar alte Bauerschmaa, „wenn Se bei die Mauersbarger net alle Borname odr de Spizname wissen, do is nisch ze wolln. Weit nah an de zwanzig Mauersbarger wuhne bei uns in Dorf. War is nu dar Richtige, dann Se such'n? Doch iech will Se noch en'n guten Rot gaam: Giehe Se ganz drunt'n bei dr Schmiede rüber noch emol in dos grüße neie Haus, wu die vieln Hühner hauß'n-rim laafen, do wuhnt aah noch a Mauersbarger. Ich gelaab, dar is dos mit dar Versicherung. Bei uns haacht'r bluß dr Schafer-Märten-Emil. Ja, dar hot viel Fuhrwerk, un do muß'r siech vürsahen — iech möcht' net labandig do trat'n, wenn'r dos net is.“ Se ginge mit ananner wetter. „Ja, un wenn ersch doch net is,“ saacht wieder dar Alte, „dernoochert wuhnt aah noch a Mauersbarger gerode vu dann Schafer-Emil rüber, draußn off'n Barg: dr Härschwäden-Ferdenand. Ja, dar kimmt aah noch in Frog, weil'r viel off dr Eisenbah' fährt — dar is Holzhandler. Also, do wünsch iech Se noch viel Gelick!“ Mit dann Worten machet siech dar Bauer nei in a Haus, un mei Versicherungs-Maa sappet wetter, bis ar endlich dos grüße neie Haus ei'hatt. Obr 'r konnt aah bei dann Leit'n nisch ausrichten.

„Ich bie kaa Freind vu sitter Sach, wu mer für sei Bald nisch kaafen kaa. Do is schod um de Zeit, die Se do opfern.

Inu, iech denk doch, daß Se dann richting Maa noch finden — de Polizei find't se doch aah.“

E' manichmol aah net!“ gob ne dar zer Antwort un machet feeter, naus off'n Barg zu dann Hr'zhandler, wos nu dr fünfte Mauersbarger is, dann'r auffucht. Un mer söllt's net denken: Um a aanzige Haar hätt'r ihe doch noch Gelick gehot — odr die Zeit war'n net d'rhamm. Bluß ene alte Größemutter huutschet in dr Stub rim.

„Giu,“ saacht die, „do sei Se sch'e an richting Flack! Mei Suh' dar hot schu immer vun dar Versicherung gestriet'n; 'r will siech amende sugar nei'machen. Dos is lecht mieglich, obr — ar is bluß net do, 'r is mit seiner Fraa nunner gefahrn off Zwick, un do kimmt'r erscht in 8 Toog wieder. Ja, do müssen Se siech schu dann Tag vun Annabarg raus noch emol machn. Na, do komme S nár gelicklich ahamm!“

Dr Albin wollt an Biertie' h de Geschichte noch wetter d'r-zehn, obr dr Schneider schlug mit dr Hand off'n Tiesch auf un färret vor Gelachter. „Do: wünsch' iech ne aah!“ schrie 'r un trank sei Tipl Bier aus. „Himmelseiden noch emol, dos war fei a richtig's Pach, odr wos is schuld: Die verdamm't'n Spizname! Die söll dr Teisl huln!“

Ihe schlug aah dr Albin mit dr Hand off'n Tiesch. „Na Prost! mei alter guter Ehen-Griegen-Fried-Schneider!“ rief'r mit lauter Lachen un hub sei Tipl Bier nauf an dr Deck.

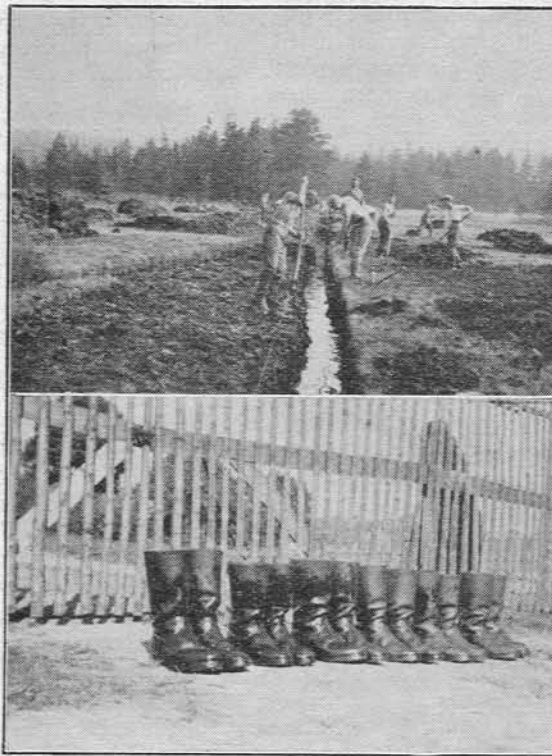
Doch dar hatt dann Spaß aah schu verstanden. „Brach' dr nár de Zung' net wack bei men'n Titel, mei lieber Fink-Töpper-Albin,“ saacht'r, „du huchwärdger Schwiegersuh' vun Teichmag'n-Gotthilf!“

Bei dann Gelachter war de Wärt'n rei'getrat'n. Die höret dann Dischkur. „Ihr micht wuhl e neies Adressbuch?“ freget se. „Ach naa,“ saacht'n die, „dos brauch'n mer net. In zah' Bahr'n do haacht alles bluß noch „Mauersbarger“.“

Bernh. Brückner, Leipzig.

Von der „Grauen Kompagnie“ in Elterlein

In der schmucken Erzgebirgsstadt Elterlein ist, wie in der „D. Z.“ bereits in mehreren Artikeln anschaulich geschildert wurde, ein sehr reges und zeitinteressantes Arbeitsdienstlager errichtet worden. 35 Studenten und 40 Erwerbslose leben daselbst in einem Lager, an gleichen Zielen im Dienst des Vaterlandes schaffend. Die „Graue Kompagnie von Elterlein“, so nennt man die 75 mit Recht, die da tagein, tagaus im grauen Drillzeug und mit Schaftstiefeln angetan an ihre Tätigkeit gehen und von der Bewohnerschaft nicht etwa nur mit neugierigen Blicken immer wieder beobachtet werden, nein, mit Blicken der Freude und des Stolzes darüber, daß diese fast 70 an der Zahl zu vorbildlichem Schaffenden in Elterlein kamen. Keinen Standesunterschied gibt es dabei! Jeder ist der Arbeitskamerad des anderen, alle hat der gleiche Drang dorthin geführt. Es ist etwas Herzerfrischendes und Erhebendes, mit anzusehen, wie hier Volksgemeinschaft herrscht, die sich Avertausende zum Vorbild nehmen sollten. Da fragt keiner: Wo hat deine Wiege gestanden, was bist du? — Das Quartier der „Grauen Kompagnie“ ist die ehemalige Schuhfabrik von Ehrhardt am Bahnhof von Elterlein. Auf ihr flattert eine große weiße Fahne mit schwarzem Balkenkreuz in der Mitte, jene Flagge, in deren Zeichen einst im Osten die deutschen Ordensritter im Mittel-



Bilder vom studentischen Arbeitsdienstlager in Elterlein.

alter hinausgezogen, um für das deutsche Volk Land zu erobern. Nun wollen junge Deutsche in diesem Zeichen Lebensraum für das Dasein unseres Volkes gewinnen. Arbeitsdienst verrichten sie in diesem Sinn und mit diesem Ziel. Und wie fühlen sie sich wohl und glücklich dabei, wenn sie mit Hacke und Schaufel darangehen, den Wolfersbach zu regulieren, wenn sie den Graben mit Steinen pflastern, mit den wasserdichten Langschäftern im nassen Element stehen. Wenn dann die ehrliche, tapfer durchgeführte Arbeit getan ist, dann hat man sein Mittagssmahl redlich verdient. Hei, wie funktioniert der Küchendienst dann und wie mundet dann trefflich das kräftige Essen, das von den Abkommandierten wohlbereitet ward. Nachmittags wird meist Sport getrieben, wird gesungen, wird auch über Politik und Wirtschaft gesprochen, halten Redner Vorträge und abends geht dann der Stadtbummel los, bis um 10 Uhr der Trompeter den Zapfenstreich bläst. Auch eine Kasse ist da, in der das erforderliche Schreibwerk treulich versorgt wird. — Um 5 Uhr früh beginnt der Tag in diesem Lager. — Unsere

beistehenden Bilder zeigen, wie Zugehörige der „Grauen Kompagnie“ mit Hacke, Schaufel usw. am Werk sind, sowie eine originelle Stiefelparade der für den nächsten Dienst blank gewischten Langschäftler.